

■ **Wer archiviert die SMS von Angela Merkel? Was geschieht mit dem E-Mail-Verkehr großer Unternehmen? Die Zeitgeschichte steht im digitalen Zeitalter vor vielen solchen Fragen und Herausforderungen. Die Quellen und nicht zuletzt ihre Verfügbarkeit ändern sich, neue methodische Zugriffe sind unabweisbar, ohne dass alte ihre Bedeutung verlieren. Die Zeitgeschichte steht vor einer Zeitenwende – und merkt es nicht, so der in Maastricht lehrende Historiker Kiran Klaus Patel in seinem Plädoyer für eine umfassende Debatte über die Grundlagen der Zeitgeschichte.** ■

Kiran Klaus Patel

## **Zeitgeschichte im digitalen Zeitalter**

Neue und alte Herausforderungen

Als „Alptraum“ für den Diplomaten, aber als „Traum“, sogar als „Schatzkästlein“ und „Festschmaus“ für Historiker hat Timothy Garton Ash kürzlich die Veröffentlichung von Hunderttausenden von Dokumenten auf der Plattform Wikileaks bezeichnet. Während die Zunft normalerweise 20 oder 30 Jahre warten müsse, um an solche Kostbarkeiten zu gelangen, böten sich jetzt fast schon in Echtzeit Einblicke in die Interna der US-amerikanischen Außenpolitik. Das gelte besonders angesichts der Datenmenge: Alle Dokumente zusammen umfassten über 260 Millionen Wörter<sup>1</sup>.

Allein die schiere Masse des Materials könnte man genauso gut als erdrückend empfinden. Wer wird je in der Lage sein, all diese Dokumente zu lesen, geschweige denn sorgfältig zu analysieren? Oder gar einer exakten Prüfung auf ihre Authentizität zu unterziehen, wie es eigentlich zum guten Handwerk der Geschichtswissenschaft gehört<sup>2</sup> – zumal bei diesen Dokumenten mit ihrem Nimbus, „die Wahrheit“ ans Licht zu bringen? Es gibt zwar keine Hinweise, dass es sich um Fälschungen oder Manipulationen handelt, aber wissenschaftlichen Ansprüchen genügt dieser Zustand nicht.

Solche Fragen spielen in der heutigen Debatte über Wikileaks keine große Rolle. Vielmehr dreht sich die Diskussion um nahe liegende Probleme, wie die Grenzen angemessenen staatlichen Verhaltens, die Rolle von Medien sowie das Verhältnis von Geheimhaltung und Öffentlichkeit in politischen und anderen Entscheidungsprozessen. Hier soll dagegen Wikileaks als Anlass genommen werden, um über Verschiebungen in der Zeitgeschichtsschreibung im 21. Jahrhundert nachzudenken. Im Mittelpunkt stehen dabei forschungspraktische Implikationen, die sich aus Veränderungen des Quellenmaterials und des Zugangs zu diesem ergeben. Während sich die Geschichtswissenschaft langsam auf das di-

<sup>1</sup> Timothy Garton Ash, Im öffentlichen Interesse, in: Der Spiegel vom 6. 12. 2010, S. 158. – Für Anregungen und Kritik danke ich Jens Hacke, Chris Lorenz, Serge Noiret, Cornelius Torp, Jens Wegener und ganz besonders Wilfried Loth.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: VfZ 1 (1953), S. 4.

gitale Zeitalter im Allgemeinen einstellt und sich mit dem Center for New Media and History der George Mason University oder dem Team um Wolfgang Schmale in Wien gewisse Schwerpunkte zu dieser Problematik bilden<sup>3</sup>, haben die hier aufgeworfenen Fragen bislang wenig Aufmerksamkeit gefunden<sup>4</sup>.

Konkret liegt dem Beitrag die These zugrunde, dass technologische Innovationen und veränderte Kulturpraktiken die Beschaffenheit des Quellenmaterials für die Zeitgeschichtsschreibung im 21. Jahrhundert neu bestimmen, ohne dass in der Forschung darüber bislang eine angemessene Debatte geführt würde<sup>5</sup>. Um ein Missverständnis zu vermeiden: Wikileaks wird hier nicht als die eine große Zäsur verstanden, die eine neue Welt von der alten trennt. Dasselbe gilt – das sei hier betont – noch nicht einmal für die digitale Revolution der letzten drei Jahrzehnte. Vielmehr lassen sich einige der im Folgenden dargestellten Veränderungen in die 1960er Jahre zurückverfolgen, weshalb man auch das digitale Zeitalter in größere Zusammenhänge einordnen sollte.

Zunächst wird der Wandel des historischen Materials diskutiert und in seinen forschungspraktischen Konsequenzen ausgeleuchtet. Vier Dimensionen werden dabei unterschieden: der Zugang zum Material, der Inhalt des Überlieferten, unsere Wege der Materialfindung und die Formen historischer Analyse. Anschließend werden einige mögliche Tendenzen skizziert, die sich daraus für die Geschichtswissenschaft ergeben. Insgesamt zeigt sich, dass eine bloße Fortsetzung bisheriger Forschungsstrategien bei wichtigen Fragen in eine Sackgasse führen wird. Unter anderem wird die These vertreten, dass von der Veränderung der Quellenbasis insbesondere die Politikgeschichte, aber generell jeder institutio-

<sup>3</sup> Vgl. <http://chnm.gmu.edu/>; Wolfgang Schmale, *Digitale Geschichtswissenschaft*, Wien 2010.

<sup>4</sup> Aus pragmatischen Gründen und um der Konsistenz willen konzentriert sich dieser Beitrag auf die Veränderungen in den vier Bereichen, die sich aus der Beschaffenheit des Quellenmaterials ergeben. Stärker diskutiert werden heute z. B. Fragen künftiger Publikations- und Rezeptionsformen geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse; vgl. dazu z. B. Martin Gasteiner/Peter Haber (Hrsg.), *Digitale Arbeitstechniken für die Geistes- und Kulturwissenschaften*, Wien 2010; Schmale, *Geschichtswissenschaft*; Serge Noiret, *Y a-t-il une histoire numérique 2.0?*, in: Jean-Philippe Genet/Andrea Zorzi (Hrsg.), *Les Historiens et l'informatique. Un métier à réinventer*, Rom 2011, sowie weitere Beiträge jenes Bandes. Fragen der Lehre werden im Folgenden nicht behandelt.

<sup>5</sup> Die im Folgenden behandelten Probleme finden z. B. keine oder kaum Aufmerksamkeit in: Constantin Goschler/Rüdiger Graf, *Europäische Zeitgeschichte seit 1945*, Berlin 2010, S. 19 u. S. 231 f.; Stefan Jordan, *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Paderborn 2009; François Hartog, *Évidence de l'histoire. Ce que voient les historiens*, Paris 2005; Gabriele Metzler, *Einführung in das Studium der Zeitgeschichte*, Paderborn 2004, hier immerhin S. 55 f.; Alexander Nützenadel/Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004; Horst Möller/Udo Wengst (Hrsg.), *Einführung in die Zeitgeschichte*, München 2003. Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008, sehen das digitale Informationszeitalter als Merkmal der Zeitgeschichte seit 1970, diskutieren jedoch nicht die forschungspraktischen Konsequenzen; vgl. dagegen bereits Gerhard A. Ritter, *Auswirkungen neuer Medien der Kommunikation auf den historischen Prozeß und die quellenorientierte Forschung in der Zeitgeschichte*, in: Horst Fuhrmann (Hrsg.), *Die Kaulbach-Villa als Haus des Historischen Kollegs*, München 1989, S. 145–152.

nenzentrierte Zugriff, der sich für Entscheidungsprozesse interessiert, betroffen sein wird.

Die Zeitgeschichtsschreibung hat im 20. Jahrhundert oft auf Thukydides verwiesen, um ihre Anciennität zu unterstreichen und so ihre Stellung in der Geschichtsschreibung zu legitimieren. Zugleich herrscht bisweilen ein sonderbarer Pragmatismus, dass man einfach mit dem Vorhandenen arbeitet. Das nie Aufgezeichnete und Zerstörte wird gelegentlich vermisst, aber letztendlich wird wenig darüber reflektiert, was es mit diesen Lücken auf sich hat und wie sich Formen und Inhalte zeithistorischer Quellen überhaupt verändern. Dennoch gilt es, Gemeinsamkeiten wie Spezifika der Zeitgeschichte im Vergleich zu anderen Subdisziplinen der Geschichtswissenschaft immer wieder neu zu bestimmen.

## Die Quellen der Zeitgeschichte

Bereits Johann Gustav Droysen wies in seiner „Historik“ auf die enorme Bedeutung der Quellen für die Geschichtswissenschaft hin. Er sprach davon, dass die „Methode der historischen Forschung [...] durch den morphologischen Charakter ihres Materials“ bestimmt sei<sup>6</sup>, und entwickelte deswegen eine differenzierte Typologie, die unter anderem eigentliche „Quellen“ von „Überresten“ und von Mischformen unterschied. Neben dem schriftlich Überlieferten hatten für Droysen auch „Feldflure“, „Münzen“ sowie „Kunstwerke aller Art“ Quellenwert – sie alle gelte es „ans Licht zu holen“, um aus ihnen historische Erkenntnisse zu gewinnen<sup>7</sup>.

Die Zeitgeschichtsschreibung ist in puncto Quellenmaterial weitgehend auf Schriftstücke fixiert geblieben. Das mag im Lichte von Droysens Bemerkungen ziemlich konventionell erscheinen, prägt aber dennoch die Forschungspraxis. Deswegen soll im Folgenden der Schwerpunkt auch auf textförmigen Quellen liegen. Zugleich ist unbestritten, dass sich die Zeitgeschichte forschungspraktisch von anderen Epochen durch ihren besonderen Reichtum an solchen schriftlichen Quellen unterscheidet. Verwiesen sei nur darauf, dass die Akten des Board of Trade, die in Großbritannien während des Zweiten Weltkrieges produziert wurden, ins Regal gestellt dieselbe Länge hätten wie alle Archivalien zur englischen Geschichte zwischen 1066 und 1900<sup>8</sup>. Seitdem hat sich der Quellenreichtum immer weiter potenziert<sup>9</sup>. Das Quantitative ist es aber nicht allein, auch in qualita-

<sup>6</sup> Johann Gustav Droysen, *Historik*, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 423.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 426.

<sup>8</sup> Vgl. Paul Kluge, *Aufgaben und Methoden zeitgeschichtlicher Forschung*, in: *Europa-Archiv* 10 (1955), S. 7429–7438, hier S. 7433; weitere Beispiele in: Hermann Lübke, *Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart*, Berlin <sup>2</sup>1994, S. 12f. u. S. 159f.

<sup>9</sup> Das hängt nicht nur mit der gestiegenen Quellenproduktion zusammen, sondern auch mit der erhöhten Sammelwut; vgl. Chris Lorenz, *Unstuck in Time. Or: The Sudden Presence of the Past*, in: Karen Tilmans/Frank van Vree/Jay Winter (Hrsg.), *Performing the Past: Memory, History, and Identity in Modern Europe*, Amsterdam 2010, S. 67–102, hier S. 86f.; vgl. ferner zu den Spezifika des digitalen Zeitalters Viktor Mayer-Schönberger, *Delete: The Virtue of Forgetting in the Digital Age*, Princeton 2009.

tiver Hinsicht sind einschneidende Veränderungen zu konstatieren. Diese führen, wie angedeutet, in vier verschiedene Richtungen.

### Veränderungen bei der Zugänglichkeit der Quellen

Künftig wird die Zeitspanne noch unschärfer werden, ab welcher Quellen für die historische Forschung zur Verfügung stehen. Sicherlich, eine verbindliche und allumfassende Regelung hat es nie gegeben, trotz der 30-Jahres-Sperrfrist für staatliche Akten. Manches, wie Personalakten oder die Bestände des Vatikans, bleiben länger verschlossen. Größere Umbrüche wie Regimewechsel (z. B. 1945 und 1989) haben umgekehrt dazu geführt, dass zentrale Dokumente vorzeitig zugänglich wurden. Für Zeitungsquellen sowie die meisten anderen Medien-erzeugnisse<sup>10</sup>, für Umfragedaten und viele Statistiken gibt es überhaupt keine Schutzfristen, welche die Arbeit der Geschichtswissenschaft behindern. Bereits Hans Rothfels erwähnte in seinem klassischen Text aus dem Jahr 1953 darüber hinaus die Möglichkeit, durch Befragungen ex post zeithistorische Quellen unabhängig von Sperrfristen und Überlieferungsproblemen zu generieren<sup>11</sup>. Durch die Pluralisierung der Fragestellungen im Rahmen der sozial- und später der kulturgeschichtlichen Weitung der Disziplin ist der Rang staatlicher Akten ohnehin in Frage gestellt. Und durch die verkürzten Sperrfristen der Parteiarchive lassen sich in Deutschland selbst viele politikhistorische Probleme vor dem Ablauf von 30 Jahren analysieren.

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, wie prägend die 30-Jahres-Regelung für die Forschungspraxis bisher geblieben ist. Für Forschungszeige, die stark institutionenzentriert arbeiten, mag dies noch einleuchten<sup>12</sup>. Dass man jedoch auch auf anderen Forschungsfeldern häufig dekadenweise vorangeschritten ist, ist keineswegs zwingend<sup>13</sup>. Dennoch stehen heute die 1970er und frühen 1980er Jahre im Mittelpunkt der Forschung, nachdem man sich diesen in einer „dekadologischen“ Arbeitsweise langsam angenähert hat<sup>14</sup>. Ausnahmen von dieser Regel sind selten geblieben – vor allem wenn man jene Werke unberücksichtigt lässt, die durch eine vorzeitige Öffnung der staatlichen Archivquellen ermöglicht wurden, wofür häufig Skandale oder kommemorative Schockwellen eine entscheidende

<sup>10</sup> Vgl. z. B. <http://archiv.sueddeutsche.de/sueddz/>, oder als größere Datenbank <http://pao.chadwyck.co.uk>.

<sup>11</sup> Vgl. Rothfels, *Zeitgeschichte*, S. 3 f.

<sup>12</sup> Ein naheliegenderes Beispiel wäre die Literatur zum europäischen Einigungsprozess; vgl. Kiran Klaus Patel, *Europäische Integrationsgeschichte auf dem Weg zur doppelten Neuorientierung: Ein Forschungsbericht*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 50 (2010), S. 595–642.

<sup>13</sup> Vgl. z. B. Niall Ferguson/Charles S. Maier/Erez Manela/Daniel J. Sargent (Hrsg.), *The Shock of the Global: The 1970s in Perspective*, Cambridge/MA 2010; Konrad H. Jarausch (Hrsg.), *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; Philippe Chassaing, *Les années 1970: Fin d'un monde et origine de notre modernité*, Paris 2008; Antonio Varsori (Hrsg.), *Alle origini del presente. L'Europa occidentale nella crisi degli anni Settanta*, Mailand 2007.

<sup>14</sup> Doering-Manteuffel/Raphaël, *Boom*, S. 7.

Rolle spielten<sup>15</sup>. Dabei haben einige jüngere Arbeiten gezeigt, wie wertvoll zeit-historische Analysen diesseits der 30-Jahres-Regelung sein können<sup>16</sup>.

Es soll hier nicht weiter ausgelotet werden, warum die Sperrfrist staatlicher Archive immer noch forschungsbestimmend ist, wiewohl sie schon heute ihren zwingenden Charakter verloren hat<sup>17</sup>. Vielmehr soll auf zwei Verschiebungen hingewiesen werden, die diese Praxis trotz der bis heute dominierenden Inertia der Zunft künftig international relativieren werden – und zwar sowohl in Richtung eines früheren wie auch eines späteren Zugangs.

Vieles wird künftig schneller und leichter verfügbar sein. In Deutschland wenig beachtet, für die internationale Forschungspraxis jedoch sehr wichtig, ist die globale Ausbreitung von Informationsfreiheitsgesetzen. In über 80 Staaten gibt es heute einen solchen Rechtsanspruch auf Zugang zu amtlichen Informationen<sup>18</sup>. Das kommt einem Paradigmenwechsel gleich: Galt bisher das Amtsgeheimnis als Normalfall, von dem es Ausnahmen gab, wird nun der Informationszugang zur Norm, von der es (allerdings größere) Exzeptionen gibt. Seit 2006 gilt auch in der Bundesrepublik ein solches Gesetz, nachdem einige Bundesländer hier eine Vorreiterrolle gespielt hatten<sup>19</sup>. In der Praxis hat sich in Deutschland bislang wenig verändert – zumal zum Beispiel 2008 rund ein Drittel aller entsprechenden Anträge abgelehnt wurde<sup>20</sup>. Aber das muss nicht immer so bleiben, wie die Erfah-

<sup>15</sup> Vgl. v. a. mehrere der Neuerscheinungen zum Fall der Mauer, z. B. Mary Elise Sarotte, 1989: *The Struggle to Create Post-Cold War Europe*, Princeton 2009; Frédéric Bozo, Mitterrand, la fin de la guerre froide et l'unification allemande. De Yalta à Maastricht, Paris 2005, sowie zu den entsprechenden Veränderungen auf Quellenebene [http://www.diplomatie.gouv.fr/fr/ministere\\_817/archives-patrimoine\\_3512/chute-du-mur-berlin-ouverture-anticipee-archives-diplomatiques\\_19850/index.html](http://www.diplomatie.gouv.fr/fr/ministere_817/archives-patrimoine_3512/chute-du-mur-berlin-ouverture-anticipee-archives-diplomatiques_19850/index.html); Documents on British Policy Overseas, Series III, Vol. VII: German Unification, 1989/90, hrsg. v. P. Salmon/K.A. Hamilton/S.R. Twigg, London 2010; Hanns-Jürgen Küsters/Daniel Hoffmann (Bearb.), *Dokumente zur Deutschlandpolitik: Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90*, München 1998; oder, in Bezug auf gewisse Quellenbestände des Auswärtigen Amtes: Eckart Conze/Norbert Frei/Peter Hayes/Moshe Zimmermann, *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, München 2010.

<sup>16</sup> Vgl. z. B. Andreas Wirsching, *Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990*, München 2006.

<sup>17</sup> Vgl. auch bereits Paul Erker, *Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), S. 202–238, hier S. 209. Zugleich ist erstaunlich, wie wenig sich in den letzten 20 Jahren geändert hat.

<sup>18</sup> Vgl. Elena Aga Rossi, *Pubblica amministrazione aperta? Diritto di accesso e trasparenza dal 1990 ad oggi*, in: *Archivi & Computer* 19 (2009), S. 7–13; zu Großbritannien, auch zu den Ausnahmen von dieser Regel, Lâle Özdemir, *The National Archive and the Lord Chancellor's Advisory Council on National Records and Archives in the Freedom of Information Era*, in: *Journal of the Society of Archivists* 30 (2009), S. 137–145; zu Südafrika Peter Sebina, *Freedom of Information: Erosion of the Archive?*, in: *Ebenda*, S. 147–165.

<sup>19</sup> Vgl. zu den Ausnahmen und Restriktionen BGBl. I 2722, Informationsfreiheitsgesetz v. 5.9.2005, v. a. § 3–6 und 10 (online als <http://bundesrecht.juris.de/ifg/BJNR272200005.html>); vgl. auch [http://www.verwaltungsvorschriften-im-internet.de/bsvwvbund\\_21112005\\_V5a13025016.htm](http://www.verwaltungsvorschriften-im-internet.de/bsvwvbund_21112005_V5a13025016.htm).

<sup>20</sup> Vgl. Deutscher Bundestag, Drucksache 16/11851: Antwort der Bundesregierung auf Kleine Anfrage zur Bilanz des Informationsfreiheitsgesetzes für 2008; online verfügbar über

rungen in anderen Ländern zeigen. Schweden verfügt über eine derartige Regelung bereits seit über 200 Jahren. In den USA hat der 1966 eingeführte „Freedom of Information Act“ den Zugang zu vielen Quellen sukzessive erleichtert, wie jeder weiß, der zur US-amerikanischen Zeitgeschichte arbeitet<sup>21</sup>.

Die Informationsfreiheitsgesetze haben jedoch auch Schattenseiten. Während klassische Archivordnungen wesentlich die Interessen der wissenschaftlichen Forschung reflektieren, geht es bei diesen Gesetzen viel stärker darum, politische und administrative Prozesse für die Allgemeinheit der Bürger transparenter zu machen. Das hat Folgen. Häufig sind Gebühren für die Nutzung des Materials zu entrichten und mehrwöchige Wartezeiten in Kauf zu nehmen. In Bezug auf Südafrika hat Peter Sebina auf eine renitente Bürokratie hingewiesen, bei der es gut sei, die rechtliche Lage genau zu kennen<sup>22</sup>. Auch das australische „Freedom of Information“ (FOI)-Gesetz hat laut Greg Terrill in der Praxis seine Tücken – es sei „easier by far to read books, articles, and published reports in campus libraries than to negotiate and then access records under FOI“<sup>23</sup>. Dass man mitunter Dokumente in den Registraturen der Behörden vor ihrer Archivierung nutzen kann, ist zudem aus methodischer Sicht problematisch, da keineswegs immer sicher ist, dass die eingesehenen Materialien später archiviert werden. Die Überprüfbarkeit einer Quelle ist somit nicht unbedingt gegeben<sup>24</sup>.

Noch gravierender ist, dass selbst die liberalsten Informationsfreiheitsgesetze der Welt Ausnahmen kennen. Von ihnen unberührt sind die Materialien der meisten nichtstaatlichen Akteure, etwa Unternehmen, nichtstaatliche Organisationen oder Privatpersonen. Darüber hinaus gibt es in den Gesetzen wichtige Ausnahmen, die den freien Zugang einschränken. Im Grunde spiegelt die Informationsfreiheitspolitik nur eine Verschiebung zwischen dem Öffentlichen und dem Geheimen in einer Zeit wider, in der Politik zunehmend den Arkanbereich verlässt und von einer kritischen Öffentlichkeit intensiv verfolgt wird<sup>25</sup>. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die Gegenbewegung zur Informationsfreiheit, das heißt die steigende Tendenz zu Ausnahmen und zur Geheimhaltung<sup>26</sup>. Verwiesen sei nur auf den Datenschutz, der in seiner modernen Form eine Reaktion auf verstärkten staatlichen Zugriff gegenüber den Bürgern seit den 1960er Jahren sowie auf Innovationen der elektronischen Datenverarbeitung darstellt. Über den Datenschutz hinaus gibt es eine wachsende Zahl weiterer Ge-

<http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/118/1611851.pdf>.

<sup>21</sup> Vgl. Shannon E. Martin, *Freedom of Information: The News the Media Use*, New York 2008.

<sup>22</sup> Vgl. Sebina, *Freedom*, S. 154f.

<sup>23</sup> Greg Terrill, „A Bit of Fast Money, a Bit White Shoe Brigade“? *Freedom of Information and Australian History*, in: *Twentieth Century British History* 12 (2001), S. 231–242, Zitat S. 236.

<sup>24</sup> Vgl. z. B. Sebina, *Freedom*, S. 163; zum Problem der Kassation Lübke, *Zug der Zeit*, S. 176–211.

<sup>25</sup> Vgl. Herfried Münkler, *Vom Nutzen des Geheimnisses*, in: *Der Spiegel* vom 6. 12. 2010, S. 160f.; Daniel W. Drezner, *Why WikiLeaks is Bad for Scholars*, in: *Chronicle of Higher Education* vom 5. 12. 2010; Andreas Zielcke, *Wissen ist Macht*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 16. 12. 2010.

<sup>26</sup> Vgl. dazu bereits z. B. Martin Broszat, *Datenschutz und zeitgeschichtliche Forschung*, in: *VfZ* 37 (1989), S. 545–561; Erker, *Zeitgeschichte*, S. 212f.

heimhaltungsregelungen, welche den Zugang zu zentralen Quellen zunehmend erschweren<sup>27</sup>.

Insgesamt wird die Zeitgeschichte im 21. Jahrhundert somit mit beidem leben müssen: Das zeitgenössisch als geheim Geltende wird noch geheimer als bisher. Dagegen wird vieles, was in Entscheidungsprozessen eher nachrangig ist, künftig leichter und früher verfügbar sein. Genau dies lässt sich übrigens auch bei den Wikileaks-Dateien beobachten, bei denen es sich ausschließlich um Dokumente niedriger Geheimhaltungsstufen handelt, während die US-Administration das wirklich Wichtige durchaus zu schützen vermochte. Das Spannungsverhältnis zwischen Liberalisierung und verschärftem Verschluss wird die Forschung künftig wesentlich prägen; auf diese Diskrepanzen muss man sich einstellen. Mit der 30-Jahres-Sperrfrist hat das kaum noch etwas zu tun. Wer seine Forschung zur Zeitgeschichte des 21. Jahrhunderts danach organisiert, muss entweder ganz spezifische Gründe haben oder er hängt an einem alten Zopf.

### Das Überlieferte im Zeitalter technischer Dauerinnovation

Die Arbeit in den Archiven selbst wird künftig noch mehr als bisher zur Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Neben der schon erwähnten Ausweitung des Überlieferten ist dies auf technologische Innovationen zurückzuführen. Eine bislang kaum reflektierte Zäsur stellt in diesem Zusammenhang das Aufkommen billiger Massenreproduktionstechniken von Papierquellen dar. Wer je mit Akten der frühen 1950er Jahre und der späten 1970er Jahre gearbeitet hat, wird einen markanten Unterschied feststellen: Hektographien und später Fotokopien (sowie teilweise Produkte anderer Vervielfältigungstechniken) in kaum noch überschaubarer Menge bestimmen in zunehmendem Maße die Überlieferungslage. Die Akten enthalten oftmals dutzendfach dasselbe Dokument – einfach weil die Reproduktion unaufwendig wurde und weil Archivare aufgrund der schier Masse des abgegebenen Materials nicht mehr in der Lage waren, Dubletten oder weniger Relevantes zu kassieren. Dies scheint vor allem bei nachgeordneten Instanzen der Fall zu sein, betrifft aber auch wichtige Institutionen wie das Bundeskanzleramt oder das Auswärtige Amt, wo es deswegen zu einer regelrechten Materialschwem-

<sup>27</sup> Vgl. Stefan Dasser, *Datenschutz in der modernen Informationsgesellschaft*, Berlin 2007; Frederick S. Lane, *American Privacy: The 400-Year History of Our Most Contested Right*, Boston 2009; zur Debatte über den Umgang mit solchen Akten auch Uwe Zuber/Jens Niederhut, *Verschlussachen in staatlichen Archiven*, in: *Archivar* 63 (2010), S. 466–469; für die USA setzt Timothy Ericson die Zäsur allerdings schon in den 1940er Jahren an; vgl. Timothy L. Ericson, *Building Our Own „Iron Curtain“: The Emergence of Secrecy in American Government*, in: *American Archivist* 68 (2005), S. 18–52.

me kommt<sup>28</sup>. Dies erklärt auch, warum der Anteil des unverzeichneten Materials massiv steigt<sup>29</sup>.

Am Anfang war also der Fotokopierer. Das Problem der Redundanz ist aber nur die eine Seite, die andere besteht darin, dass neue Kommunikationstechnologien wie das heute fast schon wieder vergessene Fax, moderne Textverarbeitungsprogramme, E-Mail, SMS und Internet die Menge des Materials in den letzten Dekaden enorm erhöht haben. Texte werden aber nicht nur mittels einer Vielzahl von neuen Medien verfasst und kommuniziert; es gibt auch eine wachsende Zahl von Quellen, die nur teilweise oder gar nicht textförmigen Charakter haben. Verwiesen sei nur auf das Fernsehen, besonders seit Beginn des Privatfernsehens in den frühen 1980er Jahren.

All diesen unterschiedlichen Quellen gerecht zu werden stellt die Archive vor immense Aufgaben. Denn viele dieser Zeugnisse der Vergangenheit sind in anderer Form fragil als Papierdokumente. Quellen sind nunmehr nicht nur durch Feuer oder Wasser gefährdet, sondern etwa auch dadurch, dass Faxe verblassen und unlesbar werden können, Textverarbeitungsprogramme als Basis von digitalen Archivierungsprojekten schnell veralten und auch digitale Datenträger verfallen. Datenarchäologie ist ein ernstzunehmendes Thema; Geschwindigkeit wird zu einer Kernanforderung archivalischer Arbeit, da man zehn oder fünfzehn Jahre nach Herstellung eines elektronischen Dokuments seine dauerhafte Les- und Verfügbarkeit oft nicht mehr sicherstellen kann<sup>30</sup>. Überdies lassen sich digitale Quellen nicht nur leicht massenhaft speichern. Schnell tut sich die Frage auf, ob sie sich nicht auch besonders einfach vernichten und sperren lassen. Der gescheiterte Versuch der US-Regierung, die Wikileaks-Dateien im Herbst 2010 vom Netz zu nehmen, ist dafür ein Beispiel, das aber auch zeigt, dass es kaum möglich ist, einmal ins Internet gelangte Informationen wieder zu beseitigen. Andere Beispiele sind die Debatten über die „Bundeslöschtag“ am Ende der Kanzlerschaft Kohl, über den Verbleib von Millionen von E-Mails aus dem White House unter

<sup>28</sup> Diese Überlegung stützt sich primär auf die Arbeit von Kiran Klaus Patel, *Europäisierung wider Willen. Die Bundesrepublik Deutschland in der Agrarintegration der EWG, 1955–1973*, München 2009; vgl. aber auch Lübke, *Zug der Zeit*, S. 182–184; vgl. zum Quantensprung durch die Schreibmaschine bereits Ritter, *Auswirkungen*, in: Fuhrmann (Hrsg.), *Kaulbach-Villa*, S. 145 f.

<sup>29</sup> Laut einer Umfrage in den USA war 2003/4 in 34 % aller befragten Einrichtungen mehr als die Hälfte des Materials unverzeichnet; vgl. Mark A. Greene/Dennis Meissner, *More Product, Less Process: Revamping Traditional Archival Processing*, in: *American Archivist* 68 (2005), S. 208–263.

<sup>30</sup> Vgl. z. B. Steve Bailey, *Taking the Road Less Travelled By: The Future of the Archive and Records Management Profession in the Digital Age*, in: *Journal of the Society of Archivists* 28 (2007), S. 117–124; Rolf Dässler/Karin Schwarz, *Archivierung und dauerhafte Nutzung von Datenbankinhalten aus Fachverfahren*, in: *Archivar* 63 (2010), S. 6–18.



verschiedenen US-Präsidenten<sup>31</sup> oder der verbürgte Datenverlust der NASA aufgrund nicht mehr nutzbarer Magnetbänder<sup>32</sup>.

Von der Zeitgeschichte wenig beachtet diskutieren Archivare seit Jahren die Implikationen und notwendigen Konsequenzen dieser technologischen Innovationen, deren Verwendung das Material häufig ab den 1970er und 1980er Jahren prägt, aber wie im Fall der Magnetbänder manchmal auch weiter zurückreicht<sup>33</sup>. Dabei geht es sowohl um die digitale Speicherung von Text-, Bild- und Tonquellen, als auch um die dauerhafte Verfügbarmachung dieser Daten. Neben der UNESCO versucht eine ganze Reihe von Netzwerken und Institutionen, entsprechende Vorhaben voranzutreiben und zu bündeln; so erforschen etwa das in Kanada angesiedelte InterPARES-Projekt oder die internationalen IPRES-Konferenzen die Möglichkeiten, Informationen dauerhaft digital zu sichern<sup>34</sup>. Die Effekte dieser Anstrengungen für den archivarischesn Alltag sind bislang sehr unterschiedlich. Die USA und die Niederlande sind Vorreiter, da hier massenhaft analoge Quellen digitalisiert und elektronische Formate dauerhaft gespeichert werden<sup>35</sup>. Dabei kommt es auch zu interessanten Kooperationen zwischen staatlichen Einrichtungen und Firmen: Zum Beispiel hat Twitter im Frühjahr 2010 der U.S. Library of Congress alle „public Tweets“ zur Archivierung überlassen – immerhin werden heute täglich rund 140 Millionen Tweets weltweit versandt<sup>36</sup>.

<sup>31</sup> Vgl. zur kontroversen Debatte über „Bundeslöschtage“, bei der es auch um Akten in Papierform ging, Hartmut Weber, Kohl und der Aktschwund, in: Die Zeit vom 8. 11. 2001; Rainer Blasius, Blamage, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 14. 2. 2004; zum amerikanischen Beispiel Tom Blanton (Hrsg.), *White House E-Mail: The Top Secret Computer Messages the Reagan/Bush White House Tried to Destroy*, New York 1995; R. Jeffrey Smith, *GOP Groups Told to Keep Bush Officials' E-Mails*, in: *Washington Post* vom 27. 3. 2007.

<sup>32</sup> Vgl. Hilmar Schmundt, *Im Dschungel der Formate*, in: *Der Spiegel* vom 26. 6. 2000, S. 122–126; vgl. auch Mayer-Schönberger, *Delete*.

<sup>33</sup> Davon zeugen die Fachzeitschriften wie *American Archivist*, *Archiv und Wirtschaft*, *Archivar*, *Archivaria*, *Archival Science*, *Archivi*, *Archivi & Computer*, *Comma*, *Document numérique* oder *Library Quarterly* und natürlich [www.dlib.org](http://www.dlib.org). In beschränktem Rahmen gibt es durchaus Austausch; vgl. z. B. Genet/Zorzi (Hrsg.), *Historiens*, oder das Projekt <http://www.menestrel.fr/spip.php?rubrique619>.

<sup>34</sup> Vgl. etwa das Thema des Deutschen Archivtags 2009: *Verband deutscher Archivarinnen und Archivare* (Hrsg.), *Archive im Digitalen Zeitalter. Überlieferung – Erschließung – Präsentation*, Neustadt a.d. Aisch 2010; zu verschiedenen Projekten vgl. <http://www.unesco-ci.org/cgi-bin/portals/archives/page.cgi?d=1>; <http://www.interpares.org/welcome.cfm>; <http://rdd.sub.uni-goettingen.de/conferences/ipres/ipres-en.html>, sowie [http://www.fondazione-telecomitalia.it/archivio\\_convegno.html](http://www.fondazione-telecomitalia.it/archivio_convegno.html); [www.ica.org](http://www.ica.org); eine herausgehobene Rolle in den Debatten spielt das Center for History and New Media der George Mason University: <http://chnm.gmu.edu>; vgl. zu den Entwicklungen auch Antonio Criscione, *Web e Storia Contemporanea*, hrsg. von Paolo Ferrari und Leonardo Rossi, Rom 2006.

<sup>35</sup> <http://www.ncdd.nl/en/index.php>; <http://www.archives.gov/era>; vgl. genauer zur Begrifflichkeit Ulrich Kampffmeyer, *Elektronische Archivierung & Digitale Preservation – Status, Technologien und Entwicklung*, in: *Archiv und Wirtschaft* 42 (2009), S. 191–204.

<sup>36</sup> Vgl. mit weiteren Informationen <http://blogs.loc.gov/loc/2010/04/the-library-and-twitter-an-faq/>; <http://blog.twitter.com/2010/04/tweet-preservation.html>; andere Beispiele wären die Kooperationen des Bundesarchivs und des Niederländischen Nationalarchivs mit wikimedia; vgl. Oliver Sander, „Der Bund mit Wiki“. Erfahrungen aus der Kooperation zwi-

Zugleich gibt es große Leerstellen. So geht der Zeitgeschichte heute eine Quellengattung zunehmend verloren, auf die man für die meisten anderen Epochen zurückgreifen kann: der Brief, besonders als Medium privater Korrespondenz. Diese für viele Fragen besonders aussagekräftige Quelle spielt heute nicht mehr jene Rolle, die ihr noch vor 30 Jahren zukam<sup>37</sup>. Telefon, E-Mail und andere Medien sind häufig an ihre Stelle getreten, wobei mit dem Brief nicht nur in formaler Hinsicht eine Quellengattung verschwindet, sondern auch ein spezifischer Modus der oft besonders intensiven Reflexion und Kommunikation<sup>38</sup>.

Schlimmer noch: Während viele Institutionen heute eine Politik zur Sicherung von E-Mails haben, gilt dies für Telefonate auf Handys nicht<sup>39</sup>. Twitter wird archiviert und aufbereitet, von Facebook, anderen sozialen Netzwerken oder Blogs ist nichts dergleichen bekannt. Selbst datensammelnde Firmen wie RapLeaf, die Informationen über Personen von verschiedenen Web-Seiten zusammenziehen und Kundenprofile erstellen, haben an einer Archivierung für wissenschaftliche Zwecke kein Interesse<sup>40</sup>. Wie auch in der Vergangenheit bleibt das Medium der Kommunikation wichtig für die Wahrscheinlichkeit und die Form der Überlieferung. Während bislang jedoch primär mündliche Aussagen unarchiviert verhallen, wird es künftig auch viele andere Formate geben, die der Geschichtswissenschaft nicht oder nur sehr eingeschränkt zu Verfügung stehen. Insofern werden im Material häufig noch größere und andere Lücken klaffen, als das bisher der Fall war.

Zudem liegt das Augenmerk bislang zu einseitig auf textförmigen Quellen, was jene Fixierung auf Schriftlichkeit widerspiegelt, die an der Wiege der modernen Geschichtswissenschaft stand<sup>41</sup>. Dass zum Beispiel in der Bundesrepublik Fernsehsendungen nicht systematisch archiviert und für die Forschung aufbereitet werden, ist ein skandalöser Gedächtnissturz<sup>42</sup>. Aber selbst Droysens „Feldflure“ könnte man erwähnen, da es sich um eine Quellenform handelt, die kaum weniger dramatischen Veränderungen unterliegt als das, was man in Archivregale stellen oder auf Computern speichern kann. So hat in der Bundesrepublik allein

---

schen dem Bundesarchiv und Wikimedia, in: *Archivar* 63 (2010), S. 158–162; <http://blog.wikimedia.org/blog/2010/09/13/dutch-national-archive-joins-wikipedia/>.

<sup>37</sup> Vgl. Metzler, *Studium der Zeitgeschichte*, S. 55 f.

<sup>38</sup> Vgl. z. B. Rainer Baasner (Hrsg.), *Briefkultur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1999.

<sup>39</sup> Vgl. die Überlegungen in dieser Richtung bei Michelle Caswell, *Instant Documentation: Cell-Phone-Generated Records in the Archives*, in: *American Archivist* 72 (2009), S. 133–145.

<sup>40</sup> Vgl. zu RapLeaf z. B. „Im Netz der Späher“, in: *Der Spiegel* vom 10. 1. 2011, S. 114–124; zu den archivalischen Potenzialen von Blogs erste Überlegungen bei Catherine O’Sullivan, *Diaries, On-line Diaries, and the Future Loss of Archives*; or, *Blogs and the Blogging Bloggers Who Blog Them*, in: *American Archivist* 68 (2005), S. 53–73.

<sup>41</sup> Vgl. z. B. August Ludwig von Schlözer, *Allgemeine Nordische Geschichte*, Halle 1771, S. 618; Karl Homann, *Geschichtslosigkeit*, in: Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3, Darmstadt 1974, S. 413–415; zu neueren Perspektiven vgl. Jürgen Müller, „The Sound of Silence“. *Von der Unhörbarkeit der Vergangenheit zur Geschichte des Hörens*, in: *Historische Zeitschrift* 292 (2011), S. 1–29.

<sup>42</sup> So gibt es etwa kein Äquivalent zum Institut national de l’audiovisuel in Paris; vgl. <http://www.ina.fr/>; vgl. zur Problematik auch Karin Michel, *À l’ère du numérique, les documents audiovisuels sont-ils sur le point de passer du statut de documents à part au statut de documents comme les autres?*, in: *Archives* 41 (2009/2010), S. 79–114.

in den Jahren von 1993 bis 2002 die Siedlungs- und Verkehrsfläche um elf Prozent zugenommen, sie macht damit 12,5 Prozent der gesamten Katasterfläche aus. Insofern werden auch Landschaften durch Besiedlung, Deagrarisierung oder Klimawandel massiv umgestaltet und historisch ständig neu beschrieben<sup>43</sup>.

Was folgt aus den Veränderungen bei Zugang und Qualität des Materials für die Archive als Institution und als physischer Ort? Die erwähnte Pluralisierung der Methoden und Fragestellungen hat die Bedeutung archivgestützten Arbeitens reduziert; seit Längerem gilt es je nach Problemstellung als unproblematisch, außerhalb von Archiven verwahrte Quellen zu konsultieren. Der Gang ins Archiv wird für Zeithistoriker angesichts der erdrückenden Materialfülle dennoch unverzichtbar bleiben. Während etwa ein enormer Teil der griechisch-römischen Schriftquellen der Antike ediert vorliegt und während online-Projekte wie EEBO für die Frühe Neuzeit riesige Quellenkörper erschließen und nicht einmal vor der Erfassung ganzer Stadtarchive Halt machen<sup>44</sup>, werden Aufwand und Kosten zur Digitalisierung eines Großteils der zeithistorischen Quellen im Sinne einer open-access-Lösung auch künftig prohibitiv groß sein. Das klassische Archiv behält für die Zeitgeschichtsschreibung also seine zentrale Stellung.

Man kann nur hoffen, dass dieses enge Verhältnis wechselseitig bleiben wird: Vorbei sind die Zeiten, in denen Aufbau und Unterhalt von Archiven mit Projekten der kollektiven Identitätspolitik einherging, sei es auf gruppenbezogener, regionaler, nationaler oder irgendeiner anderen Ebene. Damals waren Archive stark auf wissenschaftliche Nutzung ausgelegt – die freilich nicht mit einem freien Zugang zu verwechseln ist, da zumeist Anträge auf Akteneinsicht vorausgehen<sup>45</sup>. Knappe Kassen und nachlassende Vergangenheitsbezüge in Fragen kollektiver Identität – sowie der wachsende Bedarf an individueller Erinnerung von Bürgern – haben das Selbstverständnis vieler Archive nachhaltig geändert<sup>46</sup>. Darüber hinaus kann bei vielen nichtstaatlichen Organisationen von einem „Quellenbewusstsein“ – mit einer entsprechenden systematischen Archivierung von Unterlagen – kaum die Rede sein<sup>47</sup>. Wann jedoch haben Zeithistoriker zuletzt solche

<sup>43</sup> Vgl. Umweltbundesamt (Hrsg.), Hintergrundpapier: Flächenverbrauch. Ein Umweltproblem mit wirtschaftlichen Folgen, Berlin 2004; online verfügbar als: <http://www.umweltdaten.de/publikationen/fpdf-l/3576.pdf>.

<sup>44</sup> Vgl. <http://eebo.chadwyck.com/home?inst1=eebopromo&inst2=eebopromo>; <http://www.archive.geschichte.mpg.de/duderstadt/dud-d.htm>; <http://www.mgh.de/dmgh/>.

<sup>45</sup> Vgl. dazu z. B. Craig Robertson, Mechanisms of Exclusion: Historicizing the Archive and the Passport, in: Antoinette Burton (Hrsg.), *Archive Stories: Facts, Fictions, and the Writing of History*, Durham 2005, S. 68–86; Sonia Combe, *Archives interdites. L'histoire confisquée*, Paris 2001.

<sup>46</sup> Vgl. z. B. Sabine Stropp, Marketing im Archiv – ein Denken vom Markt her, in: *Archivar* 63 (2010), S. 261–266; Natalie Ceeney, The Role of the 21st-Century National Archive – The Relevance of the Jenkinsonian Tradition, and a Redefinition for the Information Society, in: *Journal of the Society of Archivists* 29 (2008), S. 57–71, hier v. a. S. 58–62; Sebastian Jobs/Alf Lüdtke (Hrsg.), *Unsettling History: Archiving and Narrating in Historiography*, Frankfurt a. M. 2010.

<sup>47</sup> Den Begriff entlehne ich von Erker, *Zeitgeschichte*, S. 209; vgl. etwa zum Fehlen professioneller Ablagen, Aktenplänen usw. Angela Keller-Kühne, Was bleibt vom politischen Tages-

Fragen diskutiert? Und ihre Interessen in den Archiven geltend gemacht? Marc Bloch hat einmal gesagt, dass die Werkzeuge allein die Wissenschaft nicht ausmachen, dass man es sich aber auch nicht leisten könne, sich für sie nicht zu interessieren<sup>48</sup>. Die Zeitgeschichte ignoriert in eklatanter Weise die Veränderungen im Archivwesen, die unsere Forschungspraxis künftig prägen werden. Das kann man sich nicht mehr lange leisten.

### Recherchieren in analogen und digitalen Welten

Aber nicht nur für die Zugänglichkeit und die Archivierung, sondern auch für den Forschungsprozess selbst ergeben sich aus der neuen digitalen Welt von Informationsfreiheit und Sicherheitsbedürfnissen veränderte Perspektiven und Herausforderungen. Das gilt bereits auf jener Ebene, die Droysen als die „Bergmannskunst“, das heißt das Herbeischaffen des Materials bezeichnete und die sich sowohl auf die eigentlichen Quellen wie auf die Sekundärliteratur bezieht<sup>49</sup>. Keine Frage, die neuen digitalen Möglichkeiten verbessern die Arbeitssituation der Historiker. Immense Reichtümer türmen sich plötzlich auf dem eigenen Schreibtisch auf: Die Wikileaks-Dateien, zahlreiche digitalisierte Zeitungsarchive oder die online gestellten Kabinettsprotokolle der Bundesregierung kann man an jedem internetfähigen Rechner der Welt einsehen. Andere Online-Archive mit Quellen und Literatur, wie JSTOR, Project MUSE oder DigiZeitschriften, sind zwar kostenpflichtig, aber vielen wissenschaftlichen Nutzern zugänglich. Von großem Vorteil sind zudem die Suchmöglichkeiten, die sich aus der Digitalisierung ergeben. Gewisse quantitative Analysen werden im Handumdrehen zum Kinderspiel. Wie sich etwa an Googles Books Ngram Viewer zeigte, eröffnen die neuen digitalen Wirklichkeiten für manche Fragen Perspektiven, die noch vor kurzem undenkbar schienen<sup>50</sup>. So schleifen sich auch manche Wissens- und Wissenschaftshierarchien ab. Viele Forschungsprojekte wird man künftig in der akademischen Provinz und ohne großen Reiseetat ebenso gut bearbeiten können wie in der Nähe von Archiven und großen Forschungsbibliotheken. Insofern ist es recht merkwürdig, dass es (noch?) einen Beigeschmack hat, Onlinequellen zu zitieren – und das, obwohl bereits heute die wenigsten wissenschaftlichen Texte komplett offline entstehen<sup>51</sup>.

---

geschehen?, in: *Archivar* 62 (2009), S. 138–147; zur Historizität dieses Quellenbewusstseins Lübke, *Zug der Zeit*, S. 1–24 u. S. 161–166. Lübke nennt dies „vorausseilende Selbsthistorisierung durch Sicherstellung des Papierniederschlags“ (S. 161).

<sup>48</sup> Vgl. Marc Bloch, *Apologie pour l'histoire ou métier d'historien*, Paris 1974, S. 67.

<sup>49</sup> Droysen, *Historik*, S. 426.

<sup>50</sup> Zum Books Ngram Viewer vgl. <http://ngrams.googlelabs.com/>; zu Chancen, v. a. aber auch den Problemen solcher neuen Möglichkeiten, vgl. Fabio Ciravegna/Mark Greengrass/Tim Hitchcock/Sam Chapman/Jamie McLaughlin/Ravish Bhagdev, *Finding Needles in Haystacks: Data-Mining in Distributed Historical Datasets*, in: Mark Greengrass/Lorna Hughes (Hrsg.), *The Virtual Representation of the Past*, Farnham 2008, S. 65–79; vgl. ferner Roger C. Schonfeld, *JSTOR: A History*, Princeton 2003; Patricia Cohen, *Digital Keys for Unlocking the Humanities' Riches*, in: *New York Times* vom 16. 11. 2010.

<sup>51</sup> Wobei manchen Umfragen zufolge die Geschichtswissenschaft besonders zögerlich ist, sich auf das digitale Zeitalter einzustellen; vgl. z. B. Peter Schmidt, *For Many Historians, Use of*

Die Digitalisierung wirft allerdings auch Probleme auf. Bei den bisher eingesetzten Methoden gehen häufig Informationen verloren. Um Speicherplatz zu sparen, werden Dokumente oft schwarz-weiß und in niedriger Qualität gesichert. Das reduziert zum einen die Lesbarkeit. Zum anderen raubt es wichtige Hinweise, da man etwa in vielen staatlichen Bürokratien an der Farbe der Tinte den Rang und damit die Identität des Verfassers einer Marginalie ablesen kann. Diese Fragen werden jedoch zurzeit diskutiert, und anders als bisherige Sicherungsmöglichkeiten wie Mikrofilme oder Mikrofiches bietet die Digitalisierung grundsätzlich die Möglichkeit, hochwertige Wiedergaben zu erzeugen<sup>52</sup>. Darüber hinaus unterscheidet sich die digitale Kopie in mehrerlei Hinsicht vom Original. Die eingangs aufgeworfene Frage nach der Authentizität eines Dokuments lässt sich an ihr kaum klären. Das digitale Dokument nimmt der Geschichtswissenschaft darüber hinaus nicht nur die bisherige haptische Qualität der Quellenarbeit, sondern auch jenes Auratische, das sich aus dem Kontakt mit dem Original ergab und den wissenschaftlichen Anspruch der Disziplin begründen half.

Viel schwerer wiegt noch etwas anderes. Mehr als bisher wird sich künftig eine Diskrepanz zwischen leicht und schwer verfügbaren Quellen ergeben – gerade weil manche so unkompliziert und andere nur unter größten Mühen zugänglich sind. Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung sind für jene Jahre, für die eine Edition vorliegt, exzellent aufgearbeitet und verfügbar. Da dieser Quellenbestand besonders restriktiv gehandhabt wird, muss die Forschung einen immensen Aufwand treiben, um die Kabinettsverhandlungen für jene Jahre innerhalb der Sperrfristen zu rekonstruieren, für welche noch keine Edition vorliegt<sup>53</sup>. JSTOR und andere Online-Archive wissenschaftlicher Publikationen machen Millionen Texte gegen Gebühr verfügbar, aber keineswegs alle; zugleich liegt der Schwerpunkt auf englischsprachigen Texten. Und wenngleich Google mittlerweile rund 5,2 Millionen Bücher digitalisiert hat, entspricht das erst vier Prozent aller seit 1450 gedruckten Werke<sup>54</sup>.

Bisher, so die These, spielte für die Erhebung des historischen Materials das Pareto-Prinzip keine große Rolle. Nach dieser Regel, die nach dem italienischen Ökonomen Vilfredo Pareto benannt ist, lassen sich häufig 80 Prozent der Arbeit mit 20 Prozent des Aufwands erledigen, während bei den restlichen 20 Prozent die

---

Technology Remains Stuck in the Past, in: Chronicle of Higher Education vom 9.1.2011; vgl. ferner Anthony Grafton, Codex in Crisis: The Book Dematerializes, in: Ders., Worlds Made by Words: Scholarship and Community in the Modern West, Cambridge/MA. 2009, S.288–324.

<sup>52</sup> Vgl. z.B. Andrew Prescott, The Imaging of Historical Documents, in: Greengrass/Hughes (Hrsg.), Representation, S.7–22; zur Vergegenwärtigung vgl. Schmale, Geschichtswissenschaft, S.13f.

<sup>53</sup> Vgl. zu diesem Spezialproblem <http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/netzeditionsgrundsaeetze.html>. Zur Zeit reicht die Edition bis 1967, hinkt also deutlich hinter der Sperrfrist hinterher.

<sup>54</sup> Vgl. wiederum <http://ngrams.googlelabs.com/>; Christian Weber, Das literarische Genom. Was sich aus fünf Millionen digitalisierten Büchern lesen lässt, in: Süddeutsche Zeitung vom 17.12.2010. Außerdem lassen sich diese Texte aus urheberrechtlichen Gründen zumindest bisher nur quantitativ untersuchen.

Anstrengung viermal so hoch sei<sup>55</sup>. Das Verhältnis von Aufwand und Ertrag war bei vielen archivbasierten Studien bislang gleichgewichtiger verteilt – zumindest auf den ersten Blick. Denn wenn man sich erst einmal im Bundesarchiv in Koblenz, im britischen Nationalarchiv in Kew oder anderswo eingerichtet hat, kann man auf eine Vielzahl unterschiedlicher Bestände und Quellenformen zurückgreifen. Zugleich wäre der Wert einer sich als quellennah verstehenden Arbeit ohne diesen Einsatz gering gewesen. Die Fixierung der Geschichtswissenschaft auf nationale Themen setzte dem Aufwand enge Grenzen, da die meisten Materialien nicht allzu weit weg waren<sup>56</sup>. Hinzu kam, dass es lange Zeit akzeptiert wurde, Quellen und Literatur in abgelegenen Sprachen zu ignorieren. Angesichts fallender Preise im Flugverkehr seit den 1990er Jahren und der Möglichkeit, in einer zunehmenden Zahl von Archiven digital zu fotografieren, sind zudem multiarchivalische und multinationale Arbeiten in den letzten 20 Jahren einfacher geworden. Gaben bei Forschungen bislang primär Sprachgrenzen und methodische Zugriffe den Ausschlag, kommt künftig als Kriterium die digitale Verfügbarkeit hinzu.

In zehn, zwanzig Jahren werden sich deswegen Historikerinnen und Historiker immer öfters fragen, ob sie sich – als Minimallösung – weitgehend mit dem online verfügbaren Material zufrieden geben. Zeitungsquellen, Akteneditionen, digitalisierte Bücher, eine Flut von Bildern und vieles mehr wird sich leicht recherchieren lassen. Eine zweite Möglichkeit besteht im Archivbesuch, der unterschiedliche Intensität annehmen kann. Wer wird noch in ein kleines, abgelegenes Parteiarchiv fahren, wenn man dort nur handschriftliche Notizen machen kann? Angesichts des Trends zugunsten transnationaler und globaler Ansätze werden die benutzerfreundlichen und leicht zugänglichen angelsächsischen Archive eine noch herausgehobene Stellung einnehmen als bisher. Auch englischsprachige wissenschaftliche Literatur wird noch wichtiger werden – einfach weil sie meist leichter verfügbar ist.

Die Geschichtswissenschaft zog bislang einen Teil ihres Renommées daraus, dass sie sich vom Pareto-Prinzip wenig beeindruckt ließ, beziehungsweise nichts von ihm wusste. Zeithistorische Forschung lebt im Vergleich zur sozialwissenschaftlichen Analyse vom Nimbus, alle erreichbaren Quellen zu einem Problem möglichst weitgehend bearbeitet zu haben. Insofern geht es nicht nur um künftige Arbeitstechniken, sondern auch um die Stellung der Geschichtswissenschaft im weiteren Feld der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung. Insgesamt steht eine Re-Hierarchisierung von Informationen aus. Digitale Verfügbarkeit und englischsprachiges Material werden dabei international bevorzugt werden. Darüber hinaus gerät sogar das disziplinäre Selbstverständnis ins Wanken.

<sup>55</sup> Vgl. als Ausgangspunkt Vilfredo Pareto, *Manuale d'economia politica*, Mailand 1906; die Bezeichnung Pareto-Prinzip geht allerdings nicht auf Pareto selbst zurück, sondern auf den Wirtschaftsingenieur Joseph M. Juran (1904–2008); vgl. Joseph M. Juran, *Quality-Control Handbook*, New York 1951.

<sup>56</sup> Vgl. z.B. Kiran Klaus Patel, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 52 (2004), S. 626–645.

Zugleich werden sich die Folgen für verschiedene Sparten der Forschung unterscheiden. Zu den Gewinnern dieser Trends werden Überblicksdarstellungen zählen, da sie ohne großen Aufwand auf ungekannte Möglichkeiten zurückgreifen können. Vergleiche zu anderen Phasen und Weltgegenden lassen sich zumindest schlaglichtartig leichter ziehen, aber auch abgelegene Details, illustrierende Dokumente jeder Art und Kontextinformationen kann man im digitalen Zeitalter rasch recherchieren. Die quellennahe Monographie steht dagegen vor großen Herausforderungen, und eine Debatte über neue Standards gerade bei Qualifikationsschriften wird sich, auch im Licht des Gutenberg-Skandals, nicht vermeiden lassen.

### Folgen für die historische Analyse und Narration

Auf ein weiteres Problem hat die damalige Leiterin des Britischen Nationalarchivs, Natalie Ceeney, 2008 aufmerksam gemacht. So hat sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte der Status von Akten schleichend gewandelt. Bis in die 1970er Jahre fertigten Institutionen normalerweise nur eine äußerst limitierte Anzahl von Kopien eines Dokuments an. Zudem war der Aufwand des Versands über größere Entfernungen hoch. Eine gut geführte Akte, die sich auf möglichst wenige, aber aussagekräftigen Dokumente konzentrierte, war in Entscheidungsprozessen äußerst hilfreich. Entsprechend wertvoll war sie für den Historiker, dem sie eine konzise Grundlage seiner Analyse bot. Vervielfachung und vereinfachter Versand per Fax und später per E-Mail und durch andere Technologien veränderten seitdem die bürokratischen Abläufe, so dass sich anhand der Quellenüberlieferung das Verhältnis von Interessen, Motiven und Verhandlungsergebnissen oft kaum mehr greifen lässt. Heute kann der entscheidende Puzzlestein in einem einfachen „Ja“ liegen, das über eine SMS versandt wird – und kein Archivar wird bereit stehen, um dieses zu sichern<sup>57</sup>. Zeitnahe Ex-post-Interpretationen von Entscheidungen und deren Begründungen wird es häufig geben. In diese neuen Quellen werden jedoch teilweise andere Logiken einfließen als in die alten administrativ-politischen Entscheidungen, nicht zuletzt wegen der gestiegenen Notwendigkeit zur prompten, öffentlichen Selbstrechtfertigung<sup>58</sup>.

Ganz allgemein wandeln sich die Formen, in denen Politik gemacht und Entscheidungen getroffen werden. Ceeney gibt dafür ein fiktives, aber wirklichkeitsnahes Beispiel: Das Gesundheitsministerium interessiert sich für den Zusammenhang zwischen Ernährung und Schulerfolg. In Zusammenarbeit mit anderen staatlichen Behörden, einem Think Tank und einem wissenschaftlichen Institut trägt es einen Datensatz zusammen, um diesem Problem nachzugehen; zwei Jah-

<sup>57</sup> Vgl. Ceeney, *Role*, S. 62–65; vgl. teilweise auch bereits Ritter, *Auswirkungen*, in: Fuhrmann (Hrsg.), *Kaulbach-Villa*, S. 145 f.

<sup>58</sup> Zum Problem des Wahrheitsgehaltes von Informationen, die nur aus einer Quelle überliefert sind, vgl. Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln 1997, v. a. S. 57–64; zu dieser medialisierten Form der Politik vgl. auch Dominique Cardon, *En finir avec le culte du secret et de la raison d'Etat*, in: *Le Monde* vom 3. 12. 2010.

re später werden die entsprechenden Ergebnisse publiziert. Eine breite öffentliche Debatte schließt sich an, weshalb der Erziehungsminister seine Politik zu verändern gedenkt. Er nutzt seinen Blog als Versuchsballon, und als seine Überlegungen in der Öffentlichkeit wohlwollend aufgenommen werden, lässt er von seinem Haus ein entsprechendes Papier ausarbeiten. Ceeney stellt die Frage, was davon künftig in einem Archiv nachvollziehbar sein wird – und hält fest, dass die meisten Einrichtungen auf die neuen Herausforderungen durch die Komplexität der Prozesse nur unzureichend vorbereitet sind<sup>59</sup>.

Sicherlich, das britische Beispiel lässt sich nicht ohne Weiteres auf andere Gesellschaften übertragen. In der Politikwissenschaft wird jedoch heute über „new forms of governance“ diskutiert, in denen nichtstaatliche Akteure in Regelung, Steuerung und Kontrolle von Entscheidungsprozessen einbezogen werden. Erste historische Studien haben gezeigt, dass solche Regelungssysteme jenseits des klassischen staatlichen Regierens weniger neu sind, als die Politikwissenschaft meint<sup>60</sup>. Nichtsdestotrotz beschleunigen sich Entscheidungsprozesse weiter, sie werden informeller und kaum noch aus der Perspektive einer einzigen, klar umgrenzten Akteursgruppe nachvollziehbar. Aufgrund der technologischen und administrativ-bürokratischen Veränderungen wird es in Zukunft schwer werden, (zwischen-)staatliche Verhandlungen zu führen; für Unternehmen, NGOs oder andere nicht-staatliche Organisationen und Gruppen und deren Entscheidungsprozesse gilt dies in noch höherem Maße<sup>61</sup>.

Zu dem Problem einer fragmentierten und „kontingenzdurchherrschten“ Überlieferung tritt ein zweites<sup>62</sup>: Viele ereigniszentrierte historische Probleme sind – um einen unter Künstlern geläufigen Neologismus zu verwenden – durch zeitgenössische Deutungen bereits „ausgezählt“. Journalisten, andere Medienschaffende und Sozialwissenschaftler leisten oft gründliche Arbeit und legen Darstellungen und Interpretationen auf hohem Niveau vor. Solche zeitgenössischen Analysen gibt es natürlich auch für andere Phasen der Vergangenheit. Die Zeitgeschichte steht, vor allem für die Erforschung der Periode ab den 1960er Jahren, dennoch vor einer besonders großen Herausforderung, weil die Presse danach eine zunehmend kritische Funktion einnahm – und zwar nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in anderen europäischen Gesellschaften<sup>63</sup>. Auch

<sup>59</sup> Vgl. Ceeney, *Role*, S. 62–65; vgl. auch bereits Lübke, *Zug der Zeit*, S. 179.

<sup>60</sup> Vgl. Thomas Risse/Ursula Lehmkuhl (Hrsg.), *Regieren ohne Staat? Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit*, Baden-Baden 2007.

<sup>61</sup> Vgl. etwa Thomas Inglin, *E-Mail Archivierung bei einem multinationalen Unternehmen – das Beispiel der Zurich Financial Services*, in: *Archiv und Wirtschaft* 41 (2008), S. 69–73; Yaman Kouli, *Die Grenzen des Archivs. Zur Vergänglichkeit und Persistenz ökonomischen Wissens*, in: *Ebenda* 42 (2009), S. 22–29; vgl. auch bereits Lübke, *Zug der Zeit*, S. 167–175.

<sup>62</sup> Der Begriff in: *Ebenda*, S. 172.

<sup>63</sup> Vgl. z. B. Christina von Hodenberg, *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit, 1945–1973*, Göttingen 2006; allgemein Donald Sasson, *The Culture of the Europeans: From 1800 to the Present*, London 2006, S. 1147–1362; Tony Judt, *Postwar: A History of Europe since 1945*, London 2005, S. 343–347, und spezifisch zu den Folgen des modernen Massenzeitalters für politische Entscheidungsprozesse am Beispiel der Bundesrepublik Wirsching, *Abschied vom Provisorium*, v. a. S. 56–59.



der Aufstieg der Sozialwissenschaften seit der Nachkriegszeit trägt dazu bei, dass zumindest für pluralistische Wissensgesellschaften der kritische Reflektionsgrad eines Teils der überlieferten Quellen enorm hoch ist. Wird angesichts dessen die Geschichtswissenschaft im Jahr 2050 zum Beispiel über die Koalitionsverhandlungen nach der Bundestagswahl 2009 grundsätzlich mehr oder Genauerer sagen können, als das, was man heute bereits weiß? Oder über den Ausbruch des Irak-Kriegs 2003, so wie dies für die Forschung nach Öffnung der Archive für die Ereignisse des Augusts 1914 möglich war? Die Frage nach dem „Mehrwert“ einer quellennahen historischen Analyse stellt sich hier mit besonderer Dringlichkeit.

Dennoch ist das Gros der Zeitgeschichtsschreibung noch immer einem Ansatz verpflichtet, der die Rekonstruktion von Entscheidungsabläufen innerhalb kurzer Zeithorizonte privilegiert und sich durch empirische Lücken definiert. In besonderem Maße gilt dies für die Politikgeschichte und die Internationale Geschichte<sup>64</sup>. Das Quellenmaterial wird aber genau zu diesen Problemen kaum mehr originelle Erkenntnisse erlauben. Die immer noch weit verbreitete Idee, die „Wahrheit“ in den Akten zu finden, zeigt sich hier in ihrer ganzen Unhaltbarkeit<sup>65</sup>.

Für eine ertragreiche Zeitgeschichte müssen dagegen drei andere Zugänge weiter an Bedeutung gewinnen. Mehr Potenzial als kurzatmige, ereigniszentrierte Studien hat erstens die thesenorientierte Untersuchung längerer Untersuchungszeiträume, wobei Prozess- und Strukturfaktoren angemessen berücksichtigt werden müssen. Diese Dimension kommt in vielen zeitgenössischen journalistischen und sozialwissenschaftlichen Analysen zu kurz<sup>66</sup>. Mehr noch als im politikgeschichtlichen Bereich gibt es hier für wirtschafts-, kultur- und sozialhistorische Fragen wichtige Erkenntnischancen.

Zweitens gilt es auch die andere historische Zentralkategorie neben der Zeit, den Raum, weiter umzujustieren. Hier geht es um transnational-beziehungsgeschichtliche und komparative Probleme, die zeitgenössisch weniger „auserzählt“ und gedeutet sind und für die man ebenfalls über eine ereignisfixierte Darstellungsform hinausgelangen muss, wenn man interessante Erkenntnisse erzielen will. Durch solche Studien lassen sich überdies manche Lücken in der Überlieferung relativieren – sei es, indem man nach Wahrnehmungen durch gut informierte Dritte fragt, oder aber, indem man aus möglichen Parallelentwicklungen in anderen Gesellschaften Hypothesen zur Erklärung von Phänomenen gewinnt.

Drittens sei auf die Kulturgeschichte verwiesen – nicht als Thema, sondern als Methode der Forschung verstanden. Diese betont die Fremdheit von Gegenständen, die Fragilität und Konstruiertheit von Erkenntnis sowie die Bedeutung von

<sup>64</sup> Vgl. dazu z. B. Richard J. Evans, *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*, Frankfurt a. M. 1998, S. 242f.; Werner Paravicini, *Die Wahrheit der Historiker*, München 2010; Patrick Finney, *Introduction: What is International History?*, in: Ders. (Hrsg.), *Palgrave Advances in International History*, New York 2005, S. 1–35.

<sup>65</sup> Das ist jedem Historiker freilich auch ohne die Veränderungen im Material klar; vgl. etwa Jörg Baberowski, *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München 2005, S. 11–30; Lorenz, *Konstruktion*, v. a. S. 17–64.

<sup>66</sup> Vgl. in diese Richtung Doering-Manteuffel/Raphael, *Boom*; Erker, *Zeitgeschichte*, S. 202–238.

Repräsentationen. Im Zentrum steht nicht die Kausalität von Entscheidungsprozessen, sondern die Kommunikation als deutend-mehrdeutigem Handeln. Viele Quellen des 21. Jahrhunderts bieten sich für diese Form der Analyse besonders an, da ihnen – wie bereits angedeutet – aufgrund der Medialisierung von Prozessen politischer und jeder nur denkbaren anderen Art die Logik öffentlich-symbolhafter Kommunikation viel stärker eingeschrieben ist als dem bisherigen Material, das häufig einer administrativen Logik verpflichtet war<sup>67</sup>. Zudem werden sich, wie Ceeney gezeigt hat, manche Entscheidungsprozesse und gewisse Formen von Kausalbeziehungen in den Quellen gar nicht mehr nachvollziehen lassen. Die Vorstellung einer allwissenden, auktorialen Erzählperspektive, welche die Kulturgeschichte grundsätzlich kritisiert, stößt so an offensichtliche Grenzen<sup>68</sup>. Zugleich bietet ein kulturhistorischer Zugriff die Möglichkeit, das Überlieferte wissenschaftlich zu hinterfragen. Zum Beispiel werden dann zeitgenössische sozialwissenschaftliche Studien nicht einfach als Steinbrüche für Statistiken und andere Informationen oder für methodische Anregungen genutzt. Sie werden auch nicht einfach disziplinengeschichtlich historisiert. Anhand dieser Studien lässt sich vielmehr untersuchen, wie das in ihnen generierte Wissen Prozesse jeder denkbaren Art geprägt hat<sup>69</sup>.

Pointiert zusammengefasst: Im Grunde kann man froh sein, dass es die strukturhistorische, die komparativ-transnationale und die kulturhistorische Wende der Geschichtswissenschaft bereits gibt – angesichts der künftigen Probleme mit den Quellen müsste man sie sonst geradezu erfinden.

### Zeitgeschichte im 21. Jahrhundert

„Zeitgeschichte“, so warf Walter Scheel einmal Arnulf Baring an den Kopf, sei „Unsinn, nämlich unmöglich“. Der Bundespräsident bemerkte zum Projekt Barings einer Geschichte des Machtwechsels von 1969, dass er selbst daran denke, „eines Tages ‚Erdachte Gespräche mit Konrad Adenauer‘ zu schreiben“<sup>70</sup>. Es ist bezeichnend, dass diese Aussage aus dem Jahr 1976 stammt, das heißt lange vor

<sup>67</sup> Was wiederum nicht heißt, dass die Kulturgeschichte auf solche Quellen angewiesen wäre; vgl. z. B. Peter Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, Frankfurt a. M. 2005; Barbara Stollberg-Rilinger (Hrsg.), *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?*, Berlin 2005.

<sup>68</sup> Wobei es auch keines veränderten Quellenmaterials bedarf, um die postmoderne Kritik an dieser Erzählperspektive zu begründen; vgl. etwa Keith Jenkins/Sue Morgan/Alun Munslow (Hrsg.), *Manifestos for History*, London 2007; Jakob Krameritsch, *Geschichte(n) im Netzwerk: Hypertext und dessen Potenziale für die Produktion, Repräsentation und Rezeption der historischen Erzählung*, Münster 2007; ders., *Die fünf Typen des historischen Erzählens – im Zeitalter digitaler Medien*, in: *Zeithistorische Forschungen* 6 (2009), S. 413–432; Thomas Mergel, *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 574–606, v.a. S. 604f.; Christoph Conrad/Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994.

<sup>69</sup> Vgl. weiterhin Lutz Raphael, *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 163–193.

<sup>70</sup> Arnulf Baring, *Machtwechsel. Die Ära Brandt–Scheel*, Stuttgart 1982, S. 13f.

Wikileaks und am Anfang jener digitalen Revolution, die unsere Gegenwart prägt und die Scheel mit seiner Kritik sicherlich nicht meinte. Doch auch über seinen Punkt hinaus, der eher auf die Prekarität der Quellen und die aktive Rolle der *dramatis personae* zielt, setzten viele der in diesem Beitrag skizzierten Verschiebungen bereits in den 1960er und 1970er Jahren ein und heben damit die darauf folgende Zeit von älteren Phasen der Zeitgeschichte deutlich ab. Zugleich ging es hier angesichts neuer Herausforderungen an die Forschungspraxis nicht darum, lediglich Probleme zu beklagen, sondern die Suche nach konstruktiven Antworten zu beginnen.

Dabei zeigt sich, dass es angesichts der Veränderungen des Quellenmaterials künftig noch wichtiger sein wird, über eine präzise Fragestellung zu verfügen. Das mag banal klingen. Allerdings hat eine tendenziell deskriptive Empirieorientierung die Zeitgeschichtsschreibung seit ihrem „coming of age“ in der Nachkriegszeit stärker geprägt als andere Teile der Geschichtswissenschaft<sup>71</sup>. Der Boom der DDR-Historiographie nach Öffnung der Archive in den 1990er Jahren oder das dekadenweise Vorgehen der Forschung – analog zur Öffnung der Archive – bieten gute Beispiele dafür. Künftig kann die empirische Lücke allein noch weniger als bisher forschungsleitend sein. Wer sich ohne Frage an das Material wenden wird, muss darin untergehen<sup>72</sup>. Außerdem wurde deutlich, dass gewisse methodische Ansätze und Darstellungsformen angesichts der neuen Herausforderungen besser geeignet sein werden als andere.

Auch wenn in der Alltags- und Wissenschaftssprache weiterhin von „der Geschichte“ die Rede ist, gibt es einen wachsenden Konsens, dass die damit verbundene Vorstellung der Vergangenheit obsolet geworden ist. Wie Reinhart Koselleck gezeigt hat, liegt dem Begriff von „der Geschichte“ die Idee von Einheit zugrunde, derzufolge sich die verschiedenen Begebenheiten und Prozesse der Vergangenheit zu einem zusammenhängenden Ganzen bündeln ließen<sup>73</sup>. Diese Vorstellung ist laut Koselleck das Produkt einer spezifischen historischen Phase, der „Sattelzeit“ von ungefähr 1750 bis 1850. Angesichts der zunehmenden Fragmentierung nicht nur der historischen Narrative, sondern auch des Quellenmaterials stellt sich jedoch die Frage, ob dieses Konzept heute noch angemessen ist. Vom Singular der Geschichte bewegen wir uns zum Plural der Geschichten zurück; epistemologisch und semantisch „abzusatteln“, ist somit ein wesentlicher Teil der Vorbereitung auf die Zeitgeschichte des 21. Jahrhunderts<sup>74</sup>.

<sup>71</sup> Vgl. zur Stellung der Zeitgeschichte im Feld der deutschen Geschichtswissenschaft Hans Günter Hockerts, *Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder*, in: *Historisches Jahrbuch* 113 (1993), S. 98–127; Möller/Wengst (Hrsg.), *Einführung*, S. 13–22; zur quantitativen Seite vgl. Olaf Blaschke, *Der Markt der Zeitgeschichtsschreibung: Ein Plädoyer für mehr Empirie*, in: *Zeithistorische Forschungen* 6 (2009), S. 441–448.

<sup>72</sup> Das ist freilich nicht originell; vgl. etwa Droysen, *Historik*, S. 426.

<sup>73</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, *Die Herausbildung des modernen Geschichtsbegriffs*, in: Otto Brunner/Werner Conze/ders. (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 8 Bde., Bd. 2. Stuttgart 1975, S. 647–717.

<sup>74</sup> Vgl. z. B. bereits Hans Günter Hockerts, *Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 28 (2001), S. 15–

Darüber hinaus wird es selbst für den empirisch orientierten Forscher künftig noch notwendiger sein als bisher, sich mit dem Zusammenspiel von technischen Innovationen, administrativen Abläufen und Archivierungspraktiken zu beschäftigen. Vor diesem Hintergrund ist der kollektive Quietismus der Zunft gegenüber der Arbeit der Archive und den Entwicklungen der digitalen Welt hoch problematisch<sup>75</sup>. Beinahe scheint es, als würde man momentan der Logik einer Gnade der frühen Geburt folgen – und die Probleme einfach künftigen Historikergenerationen überlassen. Zudem gilt es, über die Propädeutik hinaus die Konsequenzen der Veränderungen für Studium, Forschungsanleitung und -förderung zu bedenken<sup>76</sup>. Ob der Einzelforscher den Herausforderungen der Zukunft immer am besten gewachsen ist, sei dahingestellt. Viele Disziplinen haben sich längst von jenem Geniekult verabschiedet, der an der Wiege der modernen Wissenschaften stand. Wenngleich die Geschichtsschreibung hoffentlich auch künftig von der Kunst der Darstellung leben wird, stellt sich die Frage, in welchen Formen man künftig am besten forschen und publizieren kann<sup>77</sup>.

Eine ganz eigene Dynamik werden die hier beschriebenen Tendenzen gewinnen, wenn die Analyse über reiche, pluralistische und eng vernetzte Informationsgesellschaften hinausgeht<sup>78</sup>. Denn die Asymmetrien in Quellenproduktion und -überlieferung, die wir auch für andere Phasen kennen, werden sich für die Zeitgeschichte des 21. Jahrhunderts noch verschärfen. Arme Länder und Diktaturen werden oft nicht in der Lage sein oder kein Interesse daran haben, die technische Ausstattung von Archiven den Überlieferungsformen des 21. Jahrhunderts anzupassen. Dennoch machen ihre Eliten von den neuen Kommunikationsmitteln ebenso Gebrauch wie jene in New York, Berlin oder Paris, weshalb das Überlieferte noch lückenhafter werden dürfte. Keine wirkliche Antwort ergibt sich aus den veränderten Kommunikationsformen zudem für das Problem, wie dem Gros der Bevölkerung der armen und ärmsten Länder eine Stimme zu verleihen sei – etwa jenen knapp 70 Prozent aller Frauen in Bangladesh, die heute Analphabetinnen sind<sup>79</sup>. Die Möglichkeiten dieser Menschen, eigenständige Quellen zu hinterlassen, bleiben auch im 21. Jahrhundert stark reduziert. Zeitgenössische sozialwissenschaftliche Studien, seien es solche aus diesen Ländern selbst oder westlicher Couleur, bieten keinen vollständigen Ersatz.

30, hier S. 26; Lorenz, *Unstuck in Time*, in: Tilmans/van Vree/Winter (Hrsg.), *Performing the Past*. Diese Debatte geht in eine ganz andere Richtung als jene vom Ende der Geschichte; vgl. dazu etwa Martin Meyer, *Ende der Geschichte*, München 1993.

<sup>75</sup> Vgl. als eine der wenigen Ausnahmen jetzt Genet/Zorzi (Hrsg.), *Historiens*.

<sup>76</sup> Vgl. dazu auch Robert Kretschmar, *Auf dem Weg in das 21. Jahrhundert: Archivische Bewertung, Records Management, Aktenkunde und Archivwissenschaft*, in: *Archivar* 63 (2010), S. 144–150.

<sup>77</sup> Vgl. Noiret, *Histoire*, in: Genet/Zorzi (Hrsg.), *Historiens*.

<sup>78</sup> Eine Ausnahme ist Japan, wo es keine dem Westen vergleichbare Archivtradition gibt; vgl. Chiyoko Ogawa, *Archives in Japan: The State of the Art*, in: *American Archivist* 54 (1991), S. 546–554.

<sup>79</sup> Vgl. UNESCO, *EFA Global Monitoring Report 2006*, Paris 2005, S. 284.

Zugleich stellt sich die Frage, ob die hier beschriebenen Möglichkeiten den Bedeutungsverlust der Geschichtswissenschaft in Konkurrenz zu Kino, Fernsehen und anderen Medien weiter beschleunigen oder umkehren wird<sup>80</sup>. Die Probleme liegen auf der Hand. Allerdings kann man auch die Fragilität des Wissens in Zeiten globaler Kommunikation zum eigenen Thema machen und damit die Leser des 21. Jahrhunderts ansprechen. Denn viele Herausforderungen, mit denen sich die Geschichtswissenschaft konfrontiert sieht, werden auch ihnen aus ihrem Alltag vertraut sein. Angesichts der Veränderungen in der medialen Welt werden neue Darstellungsformen jenseits der auktorialen Meistererzählung generell an Bedeutung gewinnen<sup>81</sup>.

Insgesamt werden sich durch die Veränderungen bei der Zugänglichkeit der Quellen und ihrer Beschaffenheit, die neuen Rechercheformen und deren Folgen für die Suche nach schlüssigen Narrativen die *Grundprobleme* der Geschichtswissenschaft keineswegs ändern<sup>82</sup>. Unvollständige, fragmentierte und endlos-repetitive Quellen gab es schon immer. Sehr wohl wandeln sich jedoch die konkreten *Formen*, in denen sich diese Grundprobleme manifestieren, und – so die These des Beitrags – auch die *Antworten*, welche wir darauf geben sollten.

Wir leben heute in global vernetzten, digitalen und kommunikationsbasierten Dienstleistungsgesellschaften. Selbst in Deutschland, wo über Begriff und Methoden der Zeitgeschichte als eigenständiger historischer Subdisziplin so intensiv diskutiert wird wie kaum anderswo, wird diese bis heute primär über politische Zäsuren und die Frage der Zeitgenossenschaft definiert. Wikileaks wird das Wesen der Zeitgeschichte nicht neu bestimmen. Die Summe der Veränderungen, die hier skizziert wurden, hat dagegen durchaus das Potenzial dazu.

---

<sup>80</sup> Vgl. zu dem Problem etwa Wolfgang Hardtwig/Alexander Schug (Hrsg.), *History Sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*, Stuttgart 2009; Dirk van Laak, *Zeitgeschichte und populäre Geschichtsschreibung: Einführende Überlegungen*, in: *Zeithistorische Forschungen* 6 (2009), S. 332–346, sowie weitere Beiträge des Themenheftes zu populärer Geschichtsschreibung.

<sup>81</sup> Vgl. dazu etwa Krameritsch, Typen; Daniel Fulda, *Formen des Erzählens in der Zeitgeschichte: Gegenläufige Trends und ihr Zusammenhang*, in: *Zeithistorische Forschungen* 6 (2009), S. 435–440; Wolfgang Schmale, *Geschichte und Zukunft der Europäischen Identität*, Stuttgart 2008; Criscione, *Web e storia*.

<sup>82</sup> Vgl. zu vielen dieser Fragen etwa schon Lorenz, *Konstruktion; Lübbe, Zug der Zeit*.



Oldenbourg  
Verlag

Ein Wissenschaftsverlag der  
Oldenbourg Gruppe

Maximilian Strnad

## Zwischenstation »Judensiedlung«

*Verfolgung und Deportation der jüdischen  
Münchener 1941-1945*

2011 | VIII, 199 S. | 45 Abb., s/w  
gebunden | € 24,80  
ISBN 978-3-486-59136-1



### Studien zur Jüdischen Geschichte und Kultur in Bayern, Bd. 4

»Wir zehrten von Erinnerungen, denn eine Zukunft schien es für uns nicht mehr zu geben.« So wie die Zwangsarbeiterin Friedl Beutelrock empfanden wohl die meisten jüdischen Münchner unter dem stetig zunehmenden Verfolgungsdruck der Nationalsozialisten. Ab dem Frühjahr 1941 verschlechterte sich ihre Situation noch einmal dramatisch: Zwangsarbeitseinsatz, die ›Arisierung‹ des Wohnraums und damit verbunden die Ghettoisierung, schließlich die Deportation in eine ungewisse Zukunft. Für diesen komplexen Prozess aus Ausgrenzung, Entrechtung und Demütigung stand die »Judensiedlung« in Milbertshofen, ein Barackenlager an der nördlichen Peripherie der »Hauptstadt der Bewegung«. Maximilian Strnad rückt erstmals dieses multifunktionale Terrorinstrument ins Zentrum der Forschung über die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Münchner. Er rekonstruiert nicht nur die Geschichte der Vertreibung; in seinem Buch erhalten vor allem die verfolgten Münchner Juden ihre Stimme zurück.

Zielgruppe sind Zeithistoriker mit Schwerpunkt nationalsozialistische Judenverfolgung.

» Ein Stück Stadtgeschichte, das die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Münchner ins Zentrum rückt.

Maximilian Strnad, geboren 1976, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am NS-Dokumentationszentrum München.

Bestellen Sie in Ihrer Fachbuchhandlung  
oder direkt bei uns: Tel: 089/45051-248  
Fax: 089/45051-333 | [verkauf@oldenbourg.de](mailto:verkauf@oldenbourg.de)

[www.oldenbourg-verlag.de](http://www.oldenbourg-verlag.de)